

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 87 (1961)

Heft: 28

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Werner Wollenberger

Der Rorschacher Trichter

212

DIE AKTION Schluß-Abrechnung

So leid es mir nicht tut: auf dieser und den nächsten Seiten geht es um das Ganze. Also ums Geld.

Das ist eine ernste Sache. Wenn man den Sachverständigen glauben will, sogar die weitaus ernsteste Sache von der ganzen Welt. Daß ich selbst nicht ganz an diese Version glaube, spielt keine Rolle. Und wenn es mir auch seit den Tagen des ersten selbstverdienten Fünflibers nicht gelingen mag, die absolute und blutige Ernsthaftigkeit des Geldes anzuerkennen, so habe ich im Anschauungs-Unterricht des Lebens gelernt, daß achtundneunzig von hundert Zeitgenossen keinen Spaß verstehen, wo es um Franken, Dollar, Mark und Rubel geht.

Ich versuche aus diesem Grunde rest- und rettungslos seriös zu sein. Auch gelobe ich, unziemliche Zwischenber-merkmale zu unterlassen, nicht vom Thema abzuschweifen und mich überhaupt kühlster Sachlichkeit zu be-pleißigen.

Kommt dazu, daß es hier nicht nur um Geld, sondern um die heikelste Art von Geld geht: nämlich das Ihre. Jawohl, es geht um Ihre ureigensten Franken.

Beziehungsweise: um Franken, die einmal Ihre ureigensten waren.

Inzwischen haben Sie sich nämlich von Ihnen getrennt.

Und sie mir geschickt!

Die seltsame Geschichte der Charlayne Hunter

Sie erinnern sich? Aber natürlich, das war im Februar oder März! Da habe ich in diesen Spalten eine seltsame Geschichte erzählt. Diejenige einer jungen Negerin namens Charlayne Hunter. Ihr Wunsch war es gewesen, an der Universität von Athens im Südstaate Georgia Journalistik zu studieren. Diesen Wunsch teilte sie indessen lediglich mit sich allein. Den Wünschen der weißen Studenten von Athens lief er ziemlich diametral entgegen. Im atavistischen Stolz auf ihr weißes Fell ekelten sie Charlayne Hunter, der ein Gerichts-Urteil die Tore der bis anhin nicht-integrierten Universität geöffnet hatte, mit unzüchtigen Sprech-Chören weg.

Davon berichtete ich. Und fügte hinzu, daß ich eine kleine Rechnung angestellt habe. Nach ihr wäre es mög-

lich gewesen, Charlayne Hunter zu einem Studien-Aufenthalt in der rassisches vorurteilslosen Schweiz einzuladen, vorausgesetzt, daß jeder Nebelspalter-Abonnement auch nur fünfzig Rappen an diese Kosten bezahlt.

An dieser Stelle geschah ein Wunder

Die Schweizer, vom hirnlosen kleinen Moritz quer durch das Abendland und dessen angrenzende Gebiete als Geizkärgen, Rappenspalter und wandelnde Spar-Büchsen verrufen, dementierten die blödsinnige Legende vom herzlosen Krämer-Volk auf machtvoller, unübersehbar Weise.

Nach kurzer Zeit quoll ein Rorschacher Post-Check-Konto über. Und als wir schließlich und endlich in mühsamer Nacht-Arbeit alle einzelnen Beiträge zusammengezählt hatten, da ergab es sich, daß tatsächlich jeder Nebelspalter-Abonnement die bewußten fünfzig Rappen geschickt hatte, denn in der Charlayne-Kasse lagen ziemlich genau fünfundzwanzigtausend Schweizerfranken.

Ich bin mir bewußt, daß ich da natürlich einem mathematischen Trugschlüssel verfallen. Es handelte sich selbstverständlich nicht um lauter Fünfzig-Rappen-Beiträge. Die Gaben fingen bei zwanzig Rappen an und endeten bei einem Tausender-Schein. Lassen Sie mich aber trotzdem bei der schönen Illusion, es habe tatsächlich jeder Bezüger des Nebelspalters sein Scherflein gespendet. Mir gefällt's so besser und am End-Resultat ändert sich ja nichts.

Es kamen jedoch nicht nur die fünfundzwanzigtausend dreihundert Franken. Es kam mehr: Angebote für Zimmer kamen, für freie Kost, für Ferien in allen Teilen der Schweiz, für das Flug-Billett, für eine monatliche Tafel Schokolade, für Freundschaft und Sprach-Kurs und ein Lexikon und kostenlose kosmetische Behandlung. Und noch etwas kam: etwa hundert Leser verpflichteten sich, für die Dauer des drei-vierjährigen Studiums monatliche Beiträge zu leisten. Es gab Leute, die fünf Franken schicken wollten und andere, die sechzig entbehren zu können glaubten. Rund siebenhundert Franken machten diese Verpflichtungen aus und wenn man da richtig ad-

dert und multipliziert, dann sind das weitere fünfundzwanzigtausend Franken.

Es kam viel Geld, nur Charlayne kam nicht

Sie konnte nicht kommen, denn sie hatte den Kampf um die Zulassung an der exklusiven Universität nicht alleine für sich geführt. Sie war die Exponentin einer Gruppe, welche mit ihr die Rassen-Schranken von Athens brachen wollte.

Und auch brach Charlayne durfte, nach einiger Unterbrechung, ihr Studium fortsetzen. Sie hat sich auch für das nächste Semester eingeschrieben und es sieht so aus, als werde ihrem weiteren Studium nichts mehr im Wege stehen. Und außerdem wird sie nicht die einzige Farbige bleiben. Andere Negerinnen und Neger haben sich eingeschrieben und es dürfte den Studenten von Athens, die noch immer an die Ausschließlichkeit der Blaß-Gesichter glauben, schwerfallen, sich zu widersetzen.

Charlayne hat gewonnen.

Ich jedoch habe verloren. Und Sie, die mir Geld für das Schweizer-Studium der Charlayne schickten, Sie haben auch verloren. Nämlich Ihr Gesicht. Jedenfalls war das die Meinung einiger liebenswerter Kollegen von anderen schweizerischen Zeitungen. Nachdem zwei große amerikanische Nachrichten-Agenturen gemeldet hatten, Charlayne habe auf einer Presse-Konferenz das Nebelspalter-Angebot abgeschlagen, schadenfreuten sich ein paar wohlgesinnte Tages-Schreiber nicht wenig unverhüllt. Hinter gewissen Stämmen und Stämmchen des schweizerischen Zeitungs-Waldes hervor erklang hämisches Gekicher. Die Tatsache, daß jemand mit einer gutgemeinten Idee als angehender Spinner deswegen verachtet worden war, erregte diverse Kollegen gar freudig. Es tat ihnen in der Seele wohl, daß sich ein Exemplar der gefährlichsten Nagetiere am festgefügten Gebäude helvetischer Ueberzeugungen, nämlich ein weltfremder Idealist, zu seiner wohldienenden und von ihnen allen ersehnten Schlappe gekommen war.

Ich rekapituliere dies alles ohne Bitterkeit. Es gibt hierzulande einen Grad von Vernünftigkeit, der mir ein gewisses Maß an Verrücktheit manchmal als durchaus erstrebenswert erscheinen läßt.

Die Blätter anderer Länder reagierten übrigens beträchtlich anders. In Deutschland, Österreich, selbst in Australien und vor allem in den USA selber fand man den Rorschacher Spinner und seine einzuhaltenden Mit-Idioten gar nicht so verblödet. Man berichtete über die Idee, die Sammlung, ihr Ergebnis. Und pries sie, nachdem sie sich nicht hatte realisieren lassen, immerhin als eine Geste der Solidarität unter Menschen, die guten Willens und mit Abneigung gegen das Ueberhandnehmen ohnehin reichlich vorhandener Vorurteile und menschlicher Dummheit erfüllt sind.

Sei dem wie ihm sei — eine Tatsache blieb bestehen: Charlayne konnte nicht kommen und in Rorschach lagen fünfundzwanzigtausend Franken, eine Tafel Schokolade, ein Dictionnaire, Angebote für Zimmer und Freundschaften, Verpflichtungen für siebenhundert Franken pro Monat auf drei-vier Jahre hinaus.

Weil ich immer korrekt bin, sofern mir die zwillingshafte Zwiespältigkeit meiner Unnatur kein Schnippchen schlägt, tat ich das einzige, was mir übrig blieb: ich informierte meine Leser und

Spender vom Sach-Verhalt und anerbte mich, ihnen ihre Beiträge zurückzuschicken.

Hier geschah das zweite Wunder

Zum anderenmale straften die Schweizer die Legende von ihrer Habgier Lügen. Obwohl sie ja inzwischen lange genug Zeit gehabt hatten, ihre spontane Hilfs-Bereitschaft und den ihnen dadurch entstandenen finanziellen Verlust zu bedauern, wollte niemand sein Geld zurück.

Ich bitte Sie, dies genau zu notieren: niemand! Nicht eine, nicht einer.

Im Gegenteil: es kamen sogar noch ein paarhundert Franken. Alle mit der Bemerkung: «Jetzt erst recht!» Diese nachträglichen Einzahlungen dienten der Kompen-sation des Kontos, das leicht zurückgegangen war, weil einige Spender (3; in Worten: drei) ihr Geld direkt an das Pestalozzi-Dorf geschickt haben wollten.

Alle anderen Spender waren der Meinung, es gebe so viel Gutes zu tun und sie baten mich, es für sie zu tun.

Hier kann ich nicht umhin, vorübergehend in Rührung zu verfallen. Ein vom Setzer möglichst groß und klar zu druckendes «MERCI» für soviel Vertrauen ist unerlässlich.

Ich muß sagen, daß mich solch Vertrauen a) rührte, b) ehrte, c) mir schmeichelte und d) mir lange Nächte den Schlaf raubte. Mir fehlt nämlich zum Pestalozzi jegliches Talent. Wohltätig zu sein, geniert mich. Ich schäme mich, edlen Spender zu spielen. Vielleicht liegt das an der Geringfügigkeit der Spenden, die mir möglich sind. Vielleicht liegt's aber auch tiefer. Vielleicht mag ich mir selber nicht zugeben, daß ich in einer Welt lebe, in der milde Gaben überhaupt notwendig sind. Vielleicht rebelliere ich gegen eine Tatsache, die den Umstand, daß sie so alt ist wie die Erde, um nichts besser wird. Vielleicht glaube ich, daß es eine Gesellschaft, die nicht jedem einzelnen ihrer Glieder das bestmögliche Leben garantieren kann, eigentlich gar nicht geben darf.

Kam noch etwas dazu: selbst für einen moralisch durchlöcherten Menschen erzeugt Vertrauen ein Gefühl von Verantwortlichkeit. An dieser Bürde trug ich schwer. Immer und immer wieder sagte ich mir, daß ich das viele Geld im Sinne seiner Spender zu verteilen habe. Mit anderen Worten: so wie sie es selbst verteilt, wenn sie es zu verteilen hätten.

Ich wälzte viele Pläne

Natürlich kam ich zunächst einmal auf den naheliegenden Gedanken, eine andere nordamerikanische Neger-Studentin einzuladen. Ein Mädchen, das nicht die Publizität der Charlayne Hunter gehabt hatte. Eines, hinter dem kein Komitee gegen Rassen-Trennung stand. Eines, das gerne studiert hätte und es aus ähnlichen Gründen wie Charlayne nicht konnte.

In diesem Plan wurde ich zunächst einmal bestärkt, weil Dutzende von Negerinnen und Negern, die durch die amerikanische Presse über unsere Aktion und den Verzicht Charlays informiert waren, in langen und eindringlichen Worten baten, an die Stelle von Miß Hunter treten zu dürfen. Briefe, notdürftig an «Werner Wollenberger, Zurich», oder ganz einfach auch an «Mister Nebelspalter, Switzerland», adressiert, erreichten mich über Wochen täglich. Manchen lagen Zeugnisse bei, einigen Photo-Kopien von Abgangs-Diplomen. Einer schickte gar

ein ganzes Photo-Album, einen Lebenslauf und ein Empfehlungs-Schreiben von Dr. Luther King, dem Führer des gewaltlosen Widerstandes der amerikanischen Neger.

Ich glaube, ich hätte eine dieser Bit-ten erfüllt, wenn nicht etwas dazwi-schengekommen wäre.

Was dazwischenkam, das waren die Zwischen-Fälle in Alabama. Da wurden, wie man sich erinnert, sogenannte «Freedom-Riders» – Neger und Weiße nämlich, die sich über die verbotenen Südstaaten-Gesetze, nach denen in Zügen und Autocars Rassen-Trennung herrscht, hinwegsetzten – belästigt, be-schimpft, geschlagen und eingesperrt. Natürlich hätte mich das eigentlich erst recht davon überzeugen müssen, daß es gut und richtig und schön wäre, wenigstens einem einzigen Neger das Leben in einem Land ohne solche mittelalterliche Borniertheit und solch gottlose Rohheit zu ermöglichen.

Es geschah aber noch etwas anderes. Was Eisenhower seinerzeit in Little Rock und noch im vergangenen Herbst in New Orleans nur zögernd und ohne wirklichen Nachdruck unternommen hatte, das unternahm John F. Kennedy ohne Verzug und ohne falsche Rück-sicht. Er erklärte unmissverständlich, daß Gesetze selbst für blaoblütig-degenerierte Süd-Staatler Geltung ha-ßen. Bruder Bobby unternahm es, ent-sprechende Handlungen vorzunehmen. Er krempelte die Hemds-Aermel hoch und schickte Bundes-Polizei nach Al-a-bama. Außerdem legte er die Beine auf den Schreib-Tisch und rief in dieser einzig angemessenen Position den Gou-verneur des Staates an, um ihm in ei-nem Ton, den Eingeweihen sorgfältig als «wenig diplomatisch» bezeichne-ten, mitzuteilen, daß weder er noch sein Bruder gewillt seien, den Ruf ihres Landes noch länger durch gewis-senlose Pigment-Fanatiker gefährden zu lassen.

Eines ist mir klar: angesichts der An-strengungen, die der neue Präsident der USA bei der Lösung des Rassen-Problems unternimmt und angesichts der bestehenden Aussichten, die sich in diesem betrüblichen Kapitel ameri-kanischer Geschichte auftun, käme die Einladung eines amerikanischen Negers zum Schweizer-Studium einer dummen Ungerechtigkeit gleich. Was vor ein paar Monaten im Falle der Charlayne Hunter noch eine spontane Geste menschlicher Solidarität war, müßte heute eine unzulässige und über-dies erst noch überflüssige Einmischung in die Angelegenheiten eines anderen Landes sein – und erst noch eines Landes, das sich tatkräftig und energisch bemüht, seinen dunkelsten Punkt aus-zumerzen. Aus einer Sympathie-Kund-gebung ohne jeglichen politischen Hintergrund würde ein unfreundlicher Akt gegen eine Regierung, die das in keiner Weise verdient hat.

Besteht noch eine andere Ueberlegung, eine von Presseberichten und mancherlei Dokumentationen fundierte: was sich letztthin in Alabama abspielt, war we-der das sporadische Wieder-Aufflak-kern des amerikanischen Rassenhasses noch ein drohender Wieder-Beginn. Es waren vielmehr seine letzten Zuckun-gen. Mag sein, daß in nächster Zeit noch ein paar ähnliche Zuckungen zu reden geben werden, aber das liegt nur daran, daß die Agonie eines Systemes und einer verwerflichen Ideologie, die sich so lange gehalten haben, eben not-wendigerweise lang sein muß. Eines scheint klar zu sein: der «tiefe Süden» schickt sich an, einen tiefen und unwiederruflichen Schlaf zu tun. Onkel Tom's Hütte wird einstürzen, ohne daß

ein symbolischer Axt-Hieb schweizeri-scher Provenienz nötig ist. Also suchte ich weiter nach einem Ver-wendungs-Zweck für das Geld.

Die Leser des Trichters kamen zu Hilfe

Sie berichteten mir in zahllosen Brie-fen von Fällen namenloser Not. Von Elend mancher Form in manchen Län-dern, von Hunger, Krankheit und dro-hendem Tod. Von Elend durch Ver-folgung, Krieg und Diktatur. Von klei-nem Elend im eigenen Lande auch. Von Härtefällen. Von Unglück. Von menschlichem Jammer in tausendfälti-gem Gewand.

Ich glaube, daß mich die Lektüre die-ser Briefe bestimmt hat, Ihr Geld so zu verteilen, wie ich es nun verteilt habe oder verteilen werde, wenn Sie nicht innerhalb der nächsten zwei Wo-chen Einspruch dagegen erheben. Ich glaube auch, daß Sie an meiner Stelle nicht anders gehandelt hätten.

Wenn ich auch vielleicht eine Weile lang daran gedacht haben mag, einen möglicht spektakulären Verwendung-Zweck zu finden (etwa an die Einla-dung einer afrikanischen, einer indi-schen und einer schweizerischen Stu-dentin, die in einer gemeinsamen Woh-nung leben sollten) – bei der Lektüre dieser Briefe gab ich meinen Plan auf. Desgleichen meine Absicht, das Geld nur für einen einzigen Zweck zu ver-wenden. Vielleicht ist es ein Fehler, daß ich so gehandelt habe. Vielleicht wäre die Hilfe schlagkräftiger, wenn sie nur einer Institution oder Sache zukäme. Vielleicht hilft niemandem richtig, wer zu vielen helfen möchte. Aber es tut mir leid: ich konnte nicht anders. Nachdem ich diese Briefe ge-lese-haben, Erkundigungen angestellt, Besprechungen gehabt und Infor-mationen eingeholt hatte, fühlte ich mich verpflichtet, in fünf Fällen zu helfen.

Ich glaube nicht nur, ich weiß es, daß

in allen fünf Fällen auch die teilweise Hilfe, die ich mit Ihrem Gelde brin-gen darf, eine große Hilfe ist und eine dringende und überaus notwendige.

Von diesen fünf Fällen will ich Ihnen jetzt berichten. Ich bin sicher, in Ihrem Sinne zu handeln und Ihres Ein-verständnisses gewiß zu sein, wenn ich dabei auf die Erwähnung einiger Na-men und die Beschreibung gewisser näherer Umstände verzichte. Im ersten Falle liegt es im Interesse der persön-lichen Sicherheit der Bedachten, in drei weiteren Fällen möchte und muß ich vermeiden, daß der schöne und gute Stolz von Menschen, die keine Al-mosen-Empfänger sein möchten, verletzt werde. Die Bedachten wissen nicht einmal, daß es die Nebelpalter-Leser sind, die ihnen unter die Arme greifen. Ich habe es so einzurichten gewußt, daß ihnen die Hilfe über Dritt-Personen zuteil werde. Wer diese Leute sind, muß ich wohl verschwei-gen. Sie und die Bedachten sind nur drei Leuten bekannt: Franz Mächler, dem Text-Redaktor des Nebelpalters, Ernst Lopé-Benz, Alt-Stände-Rats-Präsident und Herausgeber des Nebel-palters, und mir. Alle drei haben wir beschlossen, diese Namen sofort wie-der zu vergessen.

(Ich will Sie nicht beleidigen, aber es könnte doch sein, daß unter Ihnen je-mand mißtrauischer Natur ist und eventuell glaubt, wir hätten das Geld anderen Zwecken zugeführt oder uns damit einen fröhlichen Abend in Sankt Gallen gemacht; dann bekommt er auf schriftliches Begehr hin gerne eine Photo-Kopie der einzelnen Postein-zahlungs-Scheine. Allerdings nur unter zwei Bedingungen. Erstens, daß er sich

ebenfalls zu Stillschweigen verpflichtet und zweitens, daß er zur Strafe für allzu-schweizerisches Benennen zwanzig Franken an ein Rorschacher Konto, auf das ich noch zu sprechen kommen werde, schickt. Voreinsendung unum-gänglich!)

Und nun zu den fünf Fällen. Beim ersten handelt es sich um

zwei Studentinnen aus Angola.

Ich nenne die eine, neunzehnjährige, Maria, die andere, zweizwanzigjähri-ge, Estella. Beide heißen in Wirklichkeit anders, aber beider Name darf nicht bekannt werden, weil Maria und Estella nicht mehr in Angola sind, sondern in den Kongo flohen. Maria ist die Tochter eines Professors, der seit einem halben Jahr verhaftet ist. Estellas Eltern wurden getötet und wenn man den offiziellen Berichten des angoleischen Mutterlandes glau-ben will, waren es nicht die weißen Polizisten aus diesem Mutterland, die sie umgebracht haben. Fragt sich nur, wer es sonst war; eine Frage, die im offiziellen Communiqué des Mutter-landes übrigens nicht beantwortet wird und außerdem vorsichtshalber auch gar nicht gestellt ist.

Maria und Estella warten also im Kongo auf ein Land, das sie auf-nimmt und in dem sie studieren kön-nen. Beide haben ihre Matura gemacht und beide mit bestem Erfolg.

Es gibt ein Land, das Maria und Estella aufnehmen würde. Sein Name ist Ruß-land oder auch Union der Sowjet-Republiken. An der Patrice-Lumumba-Universität in Moskau könnte Maria sofort ihr pädagogisches, Estella ihr medizinisches Studium beginnen. Viele Angoleinnen und Angolese haben diesen Weg gewählt. Estella und Maria wollen ihn nicht wählen. Sie sind über-zeugt davon, daß ihr Land, sobald es sich nur erst einmal vom unterdrük-genden Mutterland befreit hat, nicht dem Kommunismus in die Arme fallen darf. Diese Gefahr besteht, denn von den beiden Parteien, die heute in An-gola die Unabhängigkeit des Landes anstreben, steht die eine unter der Füh-ruung des Kommunisten Holden, die andere unter derjenigen des pro-westlichen Andrade.

Diese pro-westliche Partei ist an und für sich die größere, aber ihre Sache steht schlecht. Das Mutterland Angolas ist ein Nato-Staat. Andere Nato-Staaten tun also nichts für Andrade. Sie mißbilligen das Vorgehen und die blutigen Maßnahmen des Mutterlandes heftig, aber sie dürfen der unterdrückten - und heute rebellierenden - schwarzen Bevölkerung keine Hilfe zukom-men lassen, weil sie sonst die Nato-Satzungen verletzen. Russland ist be-kanntlich kein Nato-Land, sondern das ausgesprochene Gegenteil davon.



Es unterstützt den Kampf und es bildet bereits jene Elite heran, die An-goala zu gegebener (und sicherlich nicht allzu weit entfernter) Zeit in seinem Sinne führen soll.

Nun gibt es jedoch auch noch ein anderes Land, das bereit ist, Angolese aufzunehmen. Allerdings nur pro-westliche. Dieses Land ist prädestiniert dazu, Leute aus Ländern, die sich gegen ihre Unterdrücker und Ausbeuter auflehnen, aufzunehmen, denn es hat selbst einmal lang und schwer um seine Unabhängigkeit und Freiheit kämpfen müssen. Es ist die Schweiz. Ich freue mich, daß es die Schweiz ist. Ich bin stolz darauf, daß sich eine Entwicklung abzeichneten beginnt, bei der Gerechtigkeits-Sinn über kleinliche Aengste politischer Natur trium-phieren soll.

Einige Angolese studieren heute be-reits in der Schweiz. Es sind vor allem katholische Studenten der Universität Fribourg, die sich um ihre schwarzen, von weißen lippen-katholischen Por-tugiesen geknechteten Mitbrüder an-genommen haben, unterstützt von Missionaren, die in Angola gewirkt haben und die Schrecken eines Dik-tatur-Regimes, das Religion und Terror unter einem Kardinals-Hut zu bringen versucht, kennen. In der von diesen Studenten und Seel-Sorgern gegründeten «Gesellschaft Schweizer Freunde Angolas» sitzen indessen ebenso Ver-treter des Hilfswerkes der evangeli-schen Kirchen der Schweiz.

Diese «Freunde Angolas» bemühen sich zurzeit, die Mittel aufzubringen, um fünfzehn Angoleinnen und Angolese das Weiter-Studium in der Schweiz ermöglichen zu können. Sie rechnen pro Student zunächst einmal mit Kosten von fünftausend Schweizerfran-ken. Ob es ihnen möglich sein wird, Mitte Juli diese fünfzehn in die Schweiz zu bringen, wissen sie heute noch nicht. Aber sie wissen, daß sie wenigstens zwei Studentinnen zu uns bringen können: Maria und Estella.

Ich danke Ihnen dafür, daß Sie es zwei schwarzen Mädchen möglich ge-macht haben, in einem freien Land für das Wohl ihrer Heimat, die früher oder später ebenfalls frei sein wird, arbeiten zu können.

Der zweite Fall:

Wieder ein Studien-Problem

Wieder die Frage eines Studien-Sti-pendiums in der Schweiz.

Aber diesmal für einen Schweizer. Ich weiß, das ist kein attraktiver Fall. Aber ich finde, daß die Frage nach der Attraktion unzulässig ist, wenn es sich um einen Not-Fall handelt. Es handelt sich um einen.

Ein Pfarrer hat mich auf ihn aufmerk-sam gemacht. Ich skizziere nur kurz: Junger Student der Technik. Werk-Student, arbeitet tagsüber in der Fa-brik, besucht abends das Technikum. Nachts macht er seine Aufgaben. Wird krank. Gelbsucht. Komplikationen. Neue Krankheiten. Operationen. Lange Aufenthalte fressen die bescheidenen Ersparnisse auf. Die Eltern springen ein. Als die auch nichts mehr geben können, hilft die Verlobte, doch der Lohn einer Verkäuferin reicht nicht weit.

Und jetzt?

An ein Werk-Studium ist nicht mehr zu denken. Tägliche Arbeit in der Fa-brik und abendliches Studium, das geht für den geschwächten Mann nicht mehr. Das Ziel, das so nahe schien, ist in unerreichbare Fernen gerückt, es sei denn, er könnte ein Jahr lang studieren, in Muße und ohne jegliche

Notwendigkeit, sich auch noch das Leben verdienen zu müssen. Ich habe mit dem jungen Mann gesprochen und mit dem Mädchen, das ihm hilft, auch. Ich finde, man sollte etwas für ihn tun.

Ich finde es, obwohl ich es eigentlich nicht finden sollte, weil ich damit gegen eine meiner Ueberzeugungen verstößt. Meine Meinung nämlich, daß wir es bei uns nicht nötig haben müßten, jungen begabten Leuten auf dem Armen-Weg zur Ausbildung zu verhelfen. Es müßte ein Recht auf jene Art von Bildung, die man sich erwünscht und zu deren Erreichung man befähigt ist, geben.

Es gibt aber keines.

Vieelleicht finden Sie das jetzt dumm oder sentimental von mir: aber ich bringe es nicht über mich, zwei Mädchen aus Angola kommen zu lassen, wenn es in der Schweiz ...

Vollenden Sie den Satz selber, es ist mir leichter.

Damit wir uns nicht falsch verstehen: ich will mit Ihrem Geld nicht ausgleichende Gerechtigkeit spielen. Ich möchte in den nächsten Wochen nur mit einem guten Gefühl aufwachen und mit einem reinen Gewissen einschlafen können.

Ich hoffe, daß Sie mich verstehen und ich danke Ihnen für die Summe, die Sie einem jungen Schweizer geben, damit er sein Studium beenden kann.

Der dritte Fall:

Das schwarze Mädchen

Auf diesen Fall hat mich die Polizei aufmerksam gemacht.

Sie hören recht: die Polizei.

Es hat mit der Schweiz und mit dem Neger-Problem zu tun, aber auf eine Weise, die Sie sich kaum vorstellen können. Niemand kann sie sich vorstellen. Sie ist nämlich schlechthin unvorstellbar.

Und es ist eine Geschichte, die verzweifelt an die Geschichten der Driegroschen-Romane in billigen Bahnhof-Heftchen erinnert. Nur daß sie phantastischer und im Gegensatz zu den wahren Geschichten wahr ist.

Hören Sie zu:

Ein Schweizer lebt auf einer Farm in Afrika. Er ist allein. Eines Tages hält er das nicht mehr aus. Er sucht sich ein Mädchen. Das Mädchen ist schwarz. Eine solche Verbindung ist in Afrika nicht unüblich. Das gibt es, das kommt vor. Man lebt eine Weile zusammen, dann trennt man sich wieder. Auf Trau-Scheine und ähnliche Requisiten eines bürgerlichen Lebens wird verzichtet. Und außerdem: eine Negerin heiratet man doch nicht!

Eines Tages bekommt das Mädchen ein Kind. Einen Knaben.

Auch das kommt vor und ein Heiratsgrund ist es immer noch nicht. Dann kehrt der Mann in die Heimat zurück.

Das Mädchen läßt er in Afrika, das Kind natürlich auch.

Auch das ist nicht un-üblich. Das macht man so.

Vorausgesetzt, daß es sich das Mädchen gefallen läßt.

Dieses ließ es sich nicht gefallen.

Es reiste dem Manne nach. Nicht um ihn wiederzubekommen. Darauf legte sie keinen Wert. Sie wollte nur, daß er das Kind anerkenne und ihm jene Erziehung angedeihen lasse, die es vor dem Schicksal eines Mischlings in Afrika bewahre.

Sie kam an den Falschen. Der Mann äußerte Zweifel. Sehr gut möglich, daß er gar nicht der Vater war.

Er war es aber und sie konnte es beweisen.

Man bedenke: eine Negerin, die wieder lesen noch schreiben kann, die die Sprache des Landes nicht versteht und auch keine andere, hierzulande verständliche Sprache.

Sie setzt es durch, daß der Kleine als sein Kind gilt.

Und nun passiert etwas Groteskes: der Spieß wird umgekehrt. Der Vater will das Kind haben. Die Mutter will er aber nicht. Er versucht sie loszuwerden. Er will sie abschieben. Er versucht mancherlei, das Kind zu bekommen und die schwarze Mutter vom Halse zu kriegen.

Doch es mißlingt ihm. Das ungebildete, unwissende Geschöpf aus dem dunklen Afrika läßt sich nicht weg-ekeln. Sie bleibt und sie bekommt ihr Kind wieder.

Den Kampf mit dem Mann gibt sie jetzt aber auf.

Den Kampf für das Kind noch nicht. Sie bleibt in der Schweiz. Sie arbeitet als Office-Mädchen. Sie bemüht sich, die Sprache zu lernen, um servieren zu können. Sie wechselt auch tatsächlich in den Service-Dienst über. Sie hat nur ein Ziel: dem kleinen Buben eine gute Erziehung, eine wertvolle Schul-Bildung und eine tüchtige Berufs-Lehre, vielleicht sogar ein Studium zu erarbeiten.

Sie arbeitet noch immer. Hier in der Schweiz.

Und sie hat einen Wunsch: einen anderen Beruf zu erlernen. Einen, der ihr eine geregeltere Freizeit und damit die Möglichkeit gibt, den Buben ständig bei sich haben zu können. Und einen, der es ihr ermöglicht, wirklich so für das Kind sorgen zu können, wie sie es gerne möchte.

Das ist die Geschichte.

Ich knüpfte keine Kommentare an sie. Ich füge nichts hinzu. Ich ziehe kein Fazit und ich etabliere keine Moral.

Ich erinnere nur ganz kurz daran, daß ich von Ihnen fünfundzwanzigtausend Franken bekommen habe, weil sie es nicht in Ordnung fanden, daß im fernen Amerika eine Frau ihrer schwarzen Haut wegen zu leiden habe.

Und ich danke Ihnen für das Geld, das dieser anderen Frau helfen soll, den uneigennützigen Traum ihres Lebens zu verwirklichen. Sofern sie es nimmt. Bis jetzt behauptet sie noch, sie könne kein Geld annehmen, das sie nicht verdient hat. Aber ich glaube, ich werde sie überreden können. Ich bin da gar nicht so ungeschickt.

Der vierte Fall:

Keine außerordentliche Geschichte

Eine alltägliche. Eine zu alltägliche. Lilo Thelen vom Studio Zürich hat sie mir zugetragen.

Sie handelt von einem Privat-Kinderheim in der Ost-Schweiz. Geführt von einem Ehe-Paar.

Der Mann ist Fabrik-Arbeiter.

Er muß Fabrik-Arbeiter sein, denn das Heim rentiert nicht. Es kann auch nicht rentieren, wenn es die beiden Leute nicht übers Herz bringen, Kinder, deren Eltern nicht bezahlen können, wegzuzeigen.



Zum Beispiel können sie doch die sechs Kinder, die ihnen die gleichen Eltern anvertraut haben, nicht wegschicken. Und sie können die Geschwister doch auch nicht auseinanderreißen, auch wenn die Eltern ganz einfach für alle nicht mehr aufkommen können.

Sie können das nicht, diese beiden Leute mit dem kleinen Kinderheim in der Ost-Schweiz. Jenem Heim, das langsam zerfällt, weil kein Geld für Reparaturen da ist.

Es müßte nicht sehr viel Geld sein. Bis jetzt ist es mit Gottes Hilfe noch immer gegangen und es wird mit Gottes Hilfe weitergehen.

Eine schöne Maxime.

Aber ich finde, hie und da sollte man dem lieben Gott aus reinen Kompressions-Gründen auch einmal eine Sorge abnehmen.

Und sage deshalb auf schöne altmodische Art »Vergeltsgott« für das Geld, mit dem Sie den Leitern dieses Kinderheimes und auch dem lieben Gott ein bißchen helfen.

Der letzte Fall.

Der letzte?

Oh nein, nur der letzte, für den es reichte.

Noch einmal handelt es sich um Kinder.

Um Tibetaner-Kinder

Es gibt zwar eine offizielle schweizerische Tibet-Hilfe, aber der tibetischen Kinder hat sich ein Privat-Mann angenommen. Ein Industrieller. Ihm liegt daran, Sofort-Hilfe zu schaffen, denn er weiß, daß diese kleinen Wesen im Klima ihres Exil-Landes Indien wie die Fliegen wegsterben. Jeder Tag, der ungenutzt und ohne Hilfe vergeht, bedeutet viele kleine Tode.

Der Mann hat einen Wettkauf mit dem Tode begonnen. Seit einem Jahr läßt er kleine Tibetaner in die Schweiz fliegen. Er hat viel Geld dafür hergegeben, aber er braucht noch mehr. Mehr als er selber geben kann.

Die Kinder aus Tibet, so ist sein Plan, sollen in schweizerischen Familien aufwachsen, möglichst mit kleinen Schweizern zusammen. Der Dalai Lama ist damit einverstanden. Er möchte einmal, wenn sein Land wieder frei von kommunistischen Henkern ist, aus diesen Kindern die Elite des Staates machen. Er ist sich klar darüber, daß die Kinder in einem anderen Land aufwachsen, in anderer Sprache, in einer anderen Religion. Nicht in der buddhistischen. Er hat in diesem Zusammenhang etwas sehr Schönes gesagt. Etwas, das ich gerne einmal aus dem Munde anderer geistlicher Oberhäupter höre. Er hat gesagt: »Es spielt keine Rolle, ob diese Kinder katholisch, protestantisch oder israelitisch erzogen werden. Hauptsache, sie werden gute Menschen.»

Der Industrielle hat übrigens vor einem Jahr selbst so einen kleinen Tibetaner in seine Familie aufgenommen. Ein Bübchen, das er im Bazar von New-Delhi fand. Es war verhungert und erschöpft. Seit einem halben Jahre hatte es sich allein durchs Leben geschlagen, indem es sich Abfälle zusammenstahl. Es war drei Jahre alt. Heute sieht es blühend und gesund aus. Es ist sehr hübsch und spricht nur noch schweizerdeutsch.

Der Industrielle hat eine ganze Reihe von Familien gefunden, die solche Tibetaner-Kinder aufnehmen wollen. Es handelt sich aber fast immer um mittelständische Familien, denen es schwer wird, die neunhundert Franken, die der Flug von New-Delhi in die Schweiz kostet, aufzubringen und erst noch das Geld zusammenzukratzen, das nötig

ist, um die notwendigen Anschaffungen für das Kind zu machen.

Ich danke Ihnen, daß Ihre Spende es ermöglicht, wenigstens drei dieser armen Würmer in die Schweiz zu fliegen. Damit wäre ich am Ende meines Berichtes. Er ist lang geworden, aber ich fühlte mich verpflichtet, ausführlich zu sein.

Und nun ...

Noch ein Vorschlag ...

Da waren doch jene Leser, die sich verpflichteten, monatliche Beiträge an die Studien-Kosten der Charlayne Hunter zu leisten. Wie steht es mit ihnen? Darf ich mit angeborener Unverschämtheit bitten, daß sie trotzdem ihr Scherlein abgeben? Zwar nicht für Charlayne, aber vielleicht etwa für eine Patenschaft. Wirklich, ich möchte so gerne, daß wir wenigstens für ein Jahr eine Nebelspalter-Patenschaft über ein Tibetaner-Kind übernehmen könnten. Nachdem wir nicht gut selbst eines aufnehmen können, da kleine Kinder grundsätzlich nichts in Redaktionen und Druckereien zu suchen haben, könnten wir wenigstens auf diese Weise etwas tun.

Und dann ist da ja auch noch das Bübchen der jungen Negerin. Ich könnte mir vorstellen, daß dieser Mutter der Gedanke an ein Sperr-Konto unter dem Titel »Ausbildungskosten für R.« töricht sein könnte. Ich wäre so weit.

Wenn Sie Verständnis für die Art, mit der ich über Ihr Geld verfügte, haben, bin ich dankbar und froh. Es war nicht leicht, die Entscheidungen zu treffen. Ich habe nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, aber immer bedrückt von einem Gefühl der Verantwortlichkeit, die eben gerade angesichts solcher Ueberfülle von nackter Not und bleichem Elend nur mit Mühe auszuüben war.

Es war keine gute Zeit. Wie furchtbar ist es, aus den hundert Fällen menschlichen Leides die größten wählen zu müssen. Es fällt doppelt schwer, weil man weiß, daß selbst die leichtesten unannehmbare sind. Dies ist eine entsetzliche Zeit, die Dich zwingt, sogar eine Hierarchie des Leidens zu errichten. Dies ist ein entsetzliches Leben, das Dich zwingt, das größere Uebel zu wählen, wenn es darum geht, Uebel auszumerzen. Und dies ist ein verbrecherisches Jahrhundert, das alle Mittel besäße, eine Welt ohne Not zu schaffen und keines davon anwendet.

Ich habe den Hauch einer Ahnung vom Leid in der Welt bekommen. Daß ich mit Ihrer Hilfe einen Bruchteil lindern durfte, schenkt Spuren des Trostes. Ich danke Ihnen.

